

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **10 (1888)**

Heft 34

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauen-Zeitung.

Behnter Jahrgang.

Organ für die Interessen der Frauenwelt.



Abonnement:

Bei Franco-Zustellung per Post:
 Jährlich Fr. 6. —
 Halbjährlich „ 3. —
 Ausland franco per Jahr „ 8. 30

Alle Postämter & Buchhandlungen
 nehmen Bestellungen entgegen.

Korrespondenzen

und Beiträge in den Text sind an
 die Redaktion zu adressiren.

Redaktion:

Frau Elise Honegger in St. Gallen.
 Telephon in der Stadt:
 in der
 M. Kälin'schen Buchdruckerei beim Theater.

Insertionspreis:

20 Centimes per einfache Petitzeile.
 Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Insertate

beliebe man franco an die Expedition
 einzusenden.

Ausgabe:

Die „Schweizer Frauen-Zeitung“
 erscheint auf jeden Sonntag.

Alle Zahlungen

sind ausschließlich an die M. Kälin'sche
 Buchdruckerei in St. Gallen zu ent-
 richten.

St. Gallen

Motto: Immer strebe zum Ganzen, und fannst du selber kein Ganzes
 werden, als dienendes Glied schliesst an ein Ganzes dich an!

Sonntag, 19. August.

Gebt der Jugend Freude.*)

Gebt der Jugend Freude,
 Aber gebt sie ganz,
 Daß ihr davon bleibe
 Leuchtend hell ein Glanz,

Der in späten Jahren
 Wie ein Himmelslicht
 Noch die dunkeln Stunden
 Versöhnend unterbricht.

Das nur macht uns glücklich,
 Das nur hält uns jung:
 Für der Jugend Freude
 Die Begeisterung.

Zürich 1887.

Jean Höppli.

Die Erziehung im Recht.

Es ist wohl auch dem Frauenpublikum ziem-
 lich allgemein bekannt, daß, wer die häus-
 liche Aufsicht über eine Person zu führen
 hat, für den Schaden, welche dieselbe an-
 stiftet, verantwortlich ist. Der Prinzipal haftet für
 die Handlungen seines Angestellten, die Schneiderin
 für diejenigen ihrer Arbeiterin, die Hausfrau für die
 ihrer Magd. Jedermann ist verpflichtet, beim En-
 gagement seiner Leute vorichtig zu Werke zu gehen
 und zwar um so mehr, desto öfter ein Angestellter
 mit Dritten in Kontakt kommt. Das Publikum seiner-
 seits darf erwarten, daß der Ladbeneier den Werth
 der zu verkaufenden Waaren kenne, daß der Reisende
 nicht ohne Vollmacht des Prinzipals handle, über-
 haupt daß jeder Angestellte ihm die Garantien bieten
 könne, welche er im direkten Verkehr mit dem Brod-
 herrn des Angestellten haben würde. Wenn daher
 der Dritte durch den Angestellten zu Schaden kommt,
 so hat der Prinzipal auch diesen Schaden zu tragen,
 trotzdem er an der schädigenden Handlung vielleicht
 ganz unschuldig ist.

Dieser elementare Rechtsatz wird häufig theils
 absichtlich, theils unwissentlich ignorirt. Es gibt Kauf-
 leute, deren Rechtskenntnisse ziemlich ausgedehnt sind,
 *) Aus dem Festschrift des Bazar, welcher letztes Jahr
 zu Gunsten der Ferienkolonien für arme Kinder in der
 Tonhalle zu Zürich abgehalten worden ist.

welche den Versuch machen, sich aller Verantwort-
 lichkeit zu entziehen und dadurch den geschädigten
 Rechtsuchenden von der Verfolgung seines Rechtes
 abzubringen suchen. Das ist nicht nur nicht recht,
 es ist auch nicht loyal. Andere glauben in der That,
 sie haften für den angestifteten Schaden nicht, weil
 sie ihn nicht herbeigeführt haben. So weist in der
 Regel die Hausfrau den Anspruch empört von der
 Hand, den etwa ein Krämer an sie stellt, weil ihre
 Magd, statt das Geld für die gefauften Waaren ab-
 zugeben, diese schuldig gelieben ist. Mit großer Ent-
 rüstung weist sie den Krämer an die ungetreue Magd.
 Allein mit Unrecht. Der Spezeereihändler, der die
 Betreffende als Magd der betrogenen Hausfrau kennt,
 darf und muß erwarten, daß diese Alles, was sie
 für ihre Herrschaft thut oder zu thun vorgibt, im
 Auftrag derselben thue. Bleibt sie also die Waaren
 schuldig, so ist es nicht seine Sache, nachzuforschen,
 ob sie auch wirklich die Ermächtigung dazu habe.

In dieser Beziehung liegen die Verhältnisse durch-
 aus klar. Schwieriger gestaltet sich die Frage der Haf-
 tung für schädigende Handlungen von Kindern.

Zu der Regel sind dafür die Eltern verantwort-
 lich. Aber nicht nur sie allein, sondern Jeder, der
 rechtlich verpflichtet ist, die häusliche Aufsicht über
 eine Person zu führen, insofern er nicht darthun
 kann, daß er das übliche Maß von Sorgfalt in der
 Beaufsichtigung beobachtet habe.

So unser schweizerisches Obligationenrecht. Für
 schuldhafte Handlungen der Kinder haftet also auch
 der Lehrer, wenn diese während der Zeit begangen
 worden sind, in welcher dem Lehrer die Aufsicht über
 die Kinder zusteht.

Demnach kann in solchen Fällen die Frage prak-
 tisch werden: Unter welcher Aufsicht stehen die Kinder
 auf dem Heimweg von der Schule? Die Meinungen
 hierüber sind getheilt. Die Einen wollen den Lehrer
 von aller Verantwortlichkeit entlasten, sobald die Schü-
 ler das Schulhaus verlassen haben, die Andern da-
 gegen verlangen, daß der Lehrer auch dem Schul-
 weg der Kinder und ihrem Gebahren auf demselben
 seine Aufmerksamkeit zuwenden. Das Obergericht des
 Kantons Zürich mußte vor nicht sehr langer Zeit
 in dieser Frage Stellung nehmen. Ein Knabe warf
 auf dem Weg vom Schulhaus nach Hause einen
 Stein, der gegen ein großes Schaufenster im Werthe
 von Fr. 2000 slog und dieses zertrümmerte. Der
 Ladenbesitzer machte seinen Schadenersatz geltend,
 gestützt auf Art. 61 des schweizerischen Obligationen-

rechts, und zwar zuerst gegen den Lehrer. Allein
 die Klage wurde angebrachtermaßen abgewiesen, d. h.
 das Gericht stellte sich auf den Standpunkt, der Lehrer
 sei nicht verpflichtet, die Aufsicht über seine Schüler
 auf den Heimweg auszudehnen; es wurde also vom
 Lehrer nicht einmal die Beibringung des Beweises
 verlangt, daß er den Schülern das Steinwerfen und
 andere Unarten schon des Letztern untersagt habe
 und daß er demnach das übliche Maß der Sorg-
 falt beobachtet habe.

Nun klagte der geschädigte Eigentümer gegen
 die Mutter. Allein auch jetzt kam er nicht zu seinem
 Recht. Das Obergericht erkannte dahin, die Mutter
 könne nichts dafür und habe deshalb das nöthige Maß
 von Sorgfalt in der Beaufsichtigung nicht außer
 Acht gelassen, wenn ihr 10-jähriger Bube Steine
 werfe. Der Ladeneigentümer hatte also den Schade-
 nen von Fr. 2000 selber zu tragen!

Wir halten den obergerichtlichen Entscheid für
 unrichtig. Das Gesetz versteht unter dem Ausdruck
 „häusliche Aufsicht“ über eine Person nicht nur die
 Aufsicht, welche bei Vornahme der betreffenden schä-
 digenden Handlung vorhanden sein sollte, sondern
 namentlich im Verhältnis von Eltern und Kindern
 diejenige Sorgfalt in der Erziehung, welche darauf
 bedacht ist, daß das Kind keine Handlungen vor-
 nehme, die Andern Schaden bringen können.

Wenn ein 10-jähriger Knabe so schlecht erzogen
 ist, daß er Steine wirft, so sind dafür in allererster
 Linie die Eltern verantwortlich, und es ist ein Un-
 recht, wenn Dritte den Schaden tragen müssen.

Dr. K.

**Eine englische Prinzessin als
 Armenpflegerin.**

(Aus: „Die Frau im gemeinnützigen Leben.“)

In der englischen Frauen-Zeitung The Queen,
 welche sich freilich mit ihren Modeberichten
 und Notizen aus der vornehmen Welt vor-
 wiegend an die Damen der höchsten Kreise
 wendet, indessen kein Gebiet weiblicher Thätigkeit un-
 berücksichtigt läßt, gibt die Prinzessin Christian von
 Schleswig-Holstein, geb. Prinzess Royal von Eng-
 land, einen Bericht über ihre Thätigkeit als Armen-
 pflegerin in ihrer Heimath Windsor, der uns in seiner
 einfachen und anspruchslosen Art so ansprechend er-
 scheint, daß wir voraussetzen, er werde auch von
 Schweizerinnen mit Interesse gelesen werden.

Sie gibt durch ihr persönliches Eingreifen und ihre direkte Bethätigung namentlich denen eine Lehre, welche sich durch ihre bevorzugte Stellung auf den Höhen der Gesellschaft aller Noth und allem menschlichen Glende zu fern gerückt dünken, als daß es ihnen einfallen sollte, in die Hütten der Armuth hinabzusteigen und mit eigener Hand die Hilfe zu bringen, für welche sie allenfalls geneigt sind, hin und wieder etwas von ihrem Ueberflusse zu spenden. Das Eine aber, was noth thut, ist hier und überall und immer wieder: wahre und warme christliche Nächstenliebe.

Doch hören wir die Fürstin selbst, wie sie von Cumberland Lodge, Windsor, schreibt:

„Es ist mir schmeichelhaft, daß man mich aufgefordert hat, über das Werk, welches ich in Gemeinschaft mit Andern unter den Armen in meiner Heimath Windsor unternommen habe, kurz Bericht zu erstatten. Nur Diejenigen, welche selbst die Armen aufsuchen, können die wahre Noth des Lebens derselben ermessen, welche so viele, wenn nicht die meisten von ihnen zu ertragen haben und welche in der Regel so tapfer und ohne Klage getragen wird.

Da ich mich gern persönlich nützlich machen wollte, ließ ich mir von dem Rektor der Dreifaltigkeitskirche in Windsor die Erlaubniß erteilen, einen Bezirk seines Kirchspiels unter meine besondere Aufsicht zu nehmen. Derselbe liegt in einem der ärmeren Stadttheile; die Häuser sind im allgemeinen gut, die Miethen meist sehr hoch. Wenn genügend Arbeit vorhanden ist, kommen die Leute ziemlich gut aus, aber wenn die Zeiten so schlecht sind, wie im letzten Winter, ist die Noth oft sehr groß. Inzwischen hörte ich selten Klagen, außer wenn ich die Armen aufsuchte, mir aufrichtig zu sagen, wie es ihnen erginge.

Ich besuche sie gewöhnlich zweimal in der Woche und es macht mir Freude, zu wissen, daß sie sich auf meine Besuche freuen und mich wie eine Freundin ansehen, so daß ich allmählig all ihre Noth und all ihr Leid erfahren habe.

Ich habe von Anfang an versucht, sie so viel als möglich zur Selbsthilfe zu ermutigen, und nur wenn ich ein sah, daß sie selbst nicht mehr thun konnten, habe ich ihnen Unterstützung aus der Kirchspielkasse verschafft oder noch öfter aus eigenen Mitteln gewährt. Nichts ist unwichtiger als unüberlegte Wohlthätigkeit, welche nur den Pauperismus (die Armuth) vermehrt; deshalb mache ich es mir zur Pflicht, jeden besonderen Fall genau zu untersuchen, und ich kann wohl sagen, daß ich selten hintergangen worden bin; ich sehe die Armen wirklich als meine Freunde an.

Gewiß werden viele verstehen, was ich empfand, als ich auf einige Wochen von Windsor verreiste und beim Abschied eine arme Frau meine beiden Hände zwischen die ihren nahm und rief: „Wenn soll ich denn meine Noth klagen, wenn Sie fort sind!“ Köstlicher als alle Danklagungen, die man mir hätte darbringen können, waren mir diese Worte.

Immer wieder muß ich darüber staunen, wie die Armen sich untereinander beistehen, wie sie so viel selbstlose Aufopferung zeigen, Nachtwachen bei Kranken übernehmen, die Kinder der Nachbarn beaufsichtigen, obschon sie genug an ihren eigenen Kindern haben, vor allem aber die kindliche Ergebung, mit der sie Noth und Schmerz hinnehmen.

Während der letzten drei Jahre sind große Anstrengungen gemacht worden, um zur Zeit der Noth Unterstützungen zu organisiren, sowie andererseits Vergünstigungen, um das Leben der Armen zu erleichtern. Zum ersten Zwecke habe ich mit Hilfe gütiger Freunde eine Kasse angelegt, um während des Winters armen Kindern in der Stadt Mittagessen zu spenden. Diese Kasse sorgt auch für Kohlen und für das Ausleihen von wollenen Decken an besonders Bedürftige.

Wir speisen durchschnittlich 250 Kinder zweimal in der Woche, und damit wirklich nur Bedürftige diese Wohlthat empfangen, wird der Name jedes Kindes aufgeschrieben und man zieht über jeden Fall die nöthigen Erkundigungen ein; darauf geben wir jedem Kinde eine Eintrittskarte, die jedesmal vorgezeigt werden muß. Das Mittagessen findet in der vom Bürgermeister gütigst bewilligten Halle des Stadthauses statt und besteht aus Suppe und Pudding,

oder aus Fleischpudding, Pastete und geschmortem Fleisch. Ich bin immer selbst dabei und helfe den Kindern vorlegen und viele gütige Damen aus Windsor stehen mir bei. Da fast immer mehr Speisen vorhanden sind, als die Kinder verzehren können, so wird der Ueberrest an eine Anzahl armer, arbeitsloser Männer vertheilt, gewöhnlich über 50, welche hereinkommen und auch in der Halle essen dürfen; diese haben ebenfalls Karten, damit wir ganz sicher sein können, daß sie aus Windsor sind und nicht durchziehende Landstreicher. Die Kosten dieser Mahlzeiten belaufen sich auf L. 5—6 (125—150 Fr.) die Woche, womit alle Auslagen gedeckt werden. Die Speisungen fangen in der ersten Woche des Januar an und werden bis Mitte April fortgesetzt.

Gehen wir nun über zu den Vergünstigungen oder Erholungen, für welche wir zu sorgen bestrebt gewesen sind. Sie bestehen in Gratiskonzerten, von denen in jedem Winter zwei gegeben werden. Dieselben finden in der Alberthalle statt, um 7 Uhr, wenn die übliche Arbeitszeit vorüber ist, und die Halle ist jedesmal überfüllt von Männern, Kindern und Frauen, deren manche mit ihren kleinen Kindern auf dem Arm kommen. — Es ist rührend, das Entzücken der Anwesenden zu beobachten, und wohl nie hat man vor dankbaren Zuhörern gespielt. Die Mitwirkenden sind die Mitglieder des Gesangsvereins von Eton und Windsor; es werden mehrstimmige Lieder, theils ernste, theils komische, auch Solosänge ausgeführt. — Ich theilte mich immer selbst bei diesen Konzerten und war ganz stolz darauf, als mir einmal eine alte Frau sagte: „Es ist mir, als hätte ich die Königin selbst spielen hören.“

Schon lange hatte ich das dringende Bedürfnis einer Bezirkskrankenpflegerin für die Armen in Windsor erkannt, denn merkwürdigerweise gab es keine in dieser Stadt, und seit ich einen Bezirk übernommen hatte, war ich entschlossen, sie einzuführen. Ich hatte über diese Angelegenheit viele und ernste Besprechungen mit Freunden, ohne deren Hilfe ich mein Vorhaben schwerlich hätte ausführen können, denn die zu überwindenden Schwierigkeiten waren zahlreich und schienen zuerst unübersteiglich.

Erstens handelte es sich um die Geldfrage, dann um die von Vielen gehegte Ueberzeugung, daß die Sache überflüssig sei und von den Armen nicht gut aufgenommen werden würde. Wir dringen langsam und schrittweise vor. Es wurde eine Versammlung von einflussreichen Bewohnern der Stadt zusammenberufen, in der ich die Befugniß erhielt, eine Pflegerin probeweise auf drei Monate zu engagiren, nach welcher Zeit ich sie, falls der Erfolg ein günstiger wäre, permanent anzustellen wünschte.

Ehe die drei Monate verlossen waren, hatte die Pflegerin sich nicht nur als nothwendig, auch in jeder Hinsicht unschätzbar herausgestellt, sondern ich wurde erlucht, noch eine zweite zu beschaffen, und durch großmüthige Gaben von fremden und andern Personen in der Stadt konnte ich einen Fond zur permanenten Anstellung von zwei Bezirkskrankenpflegerinnen zusammenbringen. Für meinen Antheil an der Sache bin ich mehr als belohnt durch die Thatsache, daß die Armen stürmisch nach diesen Krankenpflegerinnen verlangen, welche um ihrer hingebenden Aufopferung willen sehr geliebt werden und welche allenthalben, wohin sie kommen, Hülfe und Trost bringen.

Noch eine Anstalt in dieser Stadt möchte ich erwähnen; es ist dies die Kleinkinderbewahranstalt oder Krippe, die vor einigen Jahren von einer hiesigen Dame gegründet wurde. Seit drei Jahren habe ich thätigen Antheil daran genommen und freue mich sagen zu können, daß sie Gutes wirkt. Natürlich ist hiezu, wie zu allem, Geld erforderlich, und obgleich ich mehr als großmüthige Beihilfe gefunden habe, so werden doch Angesichts des kommenden Winters unsere Mittel stark angegriffen werden. Darum ist mir bange, und ich kann nur hoffen, daß sich auch ferner Beiträge finden werden, die uns in den Stand setzen, unser Werk fortzuführen.“



Zum Kongreß für Ferienkolonien in Zürich haben sich zahlreiche Theilnehmer aus Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien und der Schweiz eingefunden. Herr Bion hielt die Eröffnungsrede. Es wurden sechs Präsidenten gewählt; als erster Bion. Von der Kaiserin Friedrich kam aus Friedrichstern ein telegraphischer Gruß. Die Kaiserin dankt darin für alles Segensreiche, das für bedürftige Kinder geschieht, und wünscht dem Liebeswerke besten Erfolg. Interessante, lehrreiche Vorträge hielten namentlich Professor Wyß (Zürich) und Dr. Weith (Frankfurt). Es fand eine belebte Diskussion diverser Ferienkolonienfragen statt.

Folgender Vorfall gibt den Tagesblättern in der lauren Gurkenzeit viel zu reden: Ein Metzger kaufte nämlich unlängst von einem Bauern in Niederbipp einen fetten Ochsen, wobei vereinbart wurde, daß der Käufer den flotten Gehörnten noch einige Tage im Stalle könne stehen lassen. Am vorletzten Sonntag nun schrieb der Metzger dem Bauern, er solle ihm den Burchen mit der Bahn schicken. Was geschieht aber? Am Abend desselben Tages schlägt der Blitz in das Haus des Verkäufers; er äscherte daselbe, wie noch andere Nachbarhäuser, vollständig ein, wobei auch die Viehwaare bis auf das letzte Stück in den Flammen blieb, also auch der Ochse. Statt desselben erhielt nun der Metzger dieser Tage vom Ammannat Niederbipp eine Anzeige, daß der Thierarzt den Kadaver des gekauften Vieheiners besichtigt und dessen Versteigerung angeordnet habe. Auch erhielt bald darauf der Metzger von einem solothurnischen Advokaten die freundliche Aufforderung, die Verkaufssumme von zirka 500 Fr. innert so und so viel Tagen zu bezahlen, was der Käufer gerne zu thun verspricht, sobald der Ochse in Grenzen angekommen sein wird. Diese Meinungsverschiedenheit zwischen Käufer und Verkäufer wird nun vor den Gerichten zum Austrag kommen. Es wird nun in der Presse darüber debattirt, ob wirklich der Käufer den Kaufpreis bezahlen müsse. Darüber kann indessen gar kein Zweifel obwalten; denn mit dem Moment des Kaufabschlusses über eine bewegliche Sache gehen Nutzen und Gefahr auf den Käufer über. Das ist ein uralter Rechtsgrundsatz, den auch die Frauen kennen müssen, damit sie in Handel und Verkehr nicht zu Schaden kommen.

Unhänglich und dankbar. Ein deutsches Fräulein, das seine Kinderzeit in Bern zugebracht, jetzt aber wieder in einer deutschen Universitätsstadt wohnt, gerieth letztthin mit einigen Verächtern des „Schwyzerbüchli“ in eine lebhafte Debatte und antwortete denselben zuletzt mit folgenden allerliebsten Versen:

Die schönste Sprach isch d's Schwyzerbüchli!
Wie heimelet's mi a,
's dunkt mi so schön, so lieb, so guet,
Daß i's nit sage cha!
U we Dr's scho nit glaube weit,
I blybe glych derby!
's ich gwiss e schöni Sprach! Doch mueß
Sie halt verstante sy!
U Dir verstantet se drum nit,
Drum dunkt sie Euch nit schön —
Laht mir mis Schwyzerbüchli in Rueh,
Süsch machet Dr mi höhni!

Unter dem Titel „Eine Entführung ohne Romaniti“ lesen wir Folgendes: „Die 18jährige Tochter einer Frankfurter Familie wurde von ihren Eltern wegen Blutarthum nach Bad Schwalbach geschickt. Plötzlich erhielten die Eltern ein Telegramm aus Nottingham (England), worin ihnen die Tochter ihre soeben vollzogene Verhehlung mit einem alten, aber vornehmen und reichen Engländer anzeigte. Der alte Engländer hatte sie in dem Badeorte gesehen,

sich flugs mit jugendlicher Lebendigkeit in dieselbe verliebt und sie überredet, mit nach England zu kommen, wo er sie heirathen werde. Sie war ihm jedoch nicht gefolgt, ohne ihm vorerst einen Beweis von ihrem angeborenen Frankfurter Geschäftssinne gegeben zu haben. Sie ließ nämlich den heirathslustigen alten Herrn vorher bei einem Bankhaus in Wiesbaden die Summe von 50,000 Mark hinterlegen, die ihr zufallen sollten, falls er sie drüben nicht vor den Altar führen würde. Angesichts dieses Beweises von der geschäftlichen Tüchtigkeit ihrer Tochter spendeten dann auch die nicht minder praktischen Eltern nachträglich ihren Segen. — Die Geschichte wird von den Tagesblättern nicht ohne Spott reproduziert. Aber gewiß mit Unrecht. Was ist da zu spotten, wenn ein junges Mädchen sich vor Betrug zu schützen sucht? Mächtchen doch unsere Frauen alle über schwärmerische Sentimentalität den nächsten Sinn stellen. Wahrlich, es stünde besser um Viele von uns.

In den öffentlichen Schulen von New-Haven, Connecticut, wird in allernächster Zeit der Unterricht im Kochen für einige Mädchenklassen eingeführt werden. Der Schulkath hat 1000 Dollars bewilligt, um einen Versuch mit dem neuen Unterrichtszweig zu machen. Hoffentlich geht es nicht mehr allzulange, bis dieses so notwendige Fach auch in den Schulen der anderen Länder eingeführt wird, und wir wünschen, daß die Schweiz in dieser Beziehung nicht zuletzt an die Reihe komme.

Für Küche und Haus

Schweizerthee. Wer kennt nicht die schöne, fingerhutgroße, schwarzglänzende, süß-säuerlich schmeckende, in unfern Wäldern und Gebüsch wildwachsende Brombeere? Gewiß jedes Kind! Aber daß der Brombeerstrauch noch etwas viel feineres, werthvolleres, als seine Beeren uns bieten kann, daß er in seinen Blättern uns Ersatz gibt für den anscheinend feinsten chinesischen Grün- oder Schwarzthee, das ist etwas Neues und daher gewiß der Mühe näherer Prüfung und Feststellung und eventuell auch der Weiterverfolgung werth.

In den „Schweizer. Blättern für Gesundheitspflege“ macht deren Redaktor, Herr Dr. Custer in Zürich, auf diesen „schweizerischen Thee“ aufmerksam, indem er zugleich betont, daß dasjenige schwarze und dunkelgrüne Kraut, das wir für gewöhnlich als chinesischen oder russischen Thee theuer bezahlen, selten genug und dann nur zum kleinsten Theil von chinesischen Popsträgern eingeheimst, dafür aber zum größten Theil aus einem oder mehreren der 28 bekannten Surrogate (Ersatzmittel) aus Schlehe, Wildrosen, Weidenkätzchen u. s. w., nebst Berlinerblau und Indigo (eine nette Gesellschaft!) zusammengesetzt wird.

Der Werth des Thees liegt in dem in dieser Pflanze vorhandenen anregenden, das Nervensystem, besonders das Gehirn und die sogenannten Lebensgeister zu gesteigerter, munterer Thätigkeit anspornenden Stoffe Thein, und eben dieser Stoff sei in den Brombeerblättern nach chemischen Ermittlungen ebenfalls vorhanden.

Filet de boeuf à la Jockey-Club. Man spickt das Filet und marinire es eine Stunde lang mit einer halben Flasche Marjolanwein, Zwiebel- und Mohrrübenscheiben, mit Petersilie, Thymian und Lorbeerblatt. Dann wird das Filet wie gewöhnlich englisch gebraten, während des Bratens mit der Marinade begossen. Beim Anrichten schneidet man es in Scheiben und legt es auf einer Reissunterlage wieder zusammen. Dann garnirt man es ringsherum mit gefüllten Liebesäpfeln, Farceklößen, Trüffeln, Krebschwänzen und gedackenen Kartoffeln. Die ausgepöhlte Filetbrühe hat man mit einer braunen Sauce eingekocht und einige Köffel Liebesäpfel-Burc dazu gethan.

Graphologischer Briefkasten

Wird von Herrn Jakob J. ...

Nr. 75. — Frau B. in A. Klug durch Erfahrungen, selbstbeobachtend, gut, begehend, thätig, ordentlich, einfach, ruhig, rechtschaffen. Di verstimmt, etwas dancense. Gute Gedankenverbindung, Wahrheitsliebe, freigebig, klarer Verstand, gutes Urtheil. Einfacher Bildungsgang.

Ein mit dem freundl. ...

Nr. 76. — Frau Anna C. Traurigkeit, Melancholie, Mangel an Selbstvertrauen, etwas Energie, aber auch Schwäche. Klarer Verstand, Verunft. Erit Feuer und Flamme, aber bald erlahmen. Geordnet, begehend, natürliches, einfaches Wesen, aber Liebe zum Comfort; eine gewisse Noblesse, auch etwas Stolz, nichts Materielles. Taft, Jartgefühl, Reierve, Klugheit, Selbstbeachtung, Schüchternheit; lebhafte, gute Conception; Grazie (Geist), Anerkennung Anderer, Geduld, large in Allem, gute Kritik. Was Sie von Ihrer Schrift sagen, spricht sehr für die Graphologie. Der natürliche Zustand derselben ist also Spitzigkeit und Unbestimmtheit. Daraus folgt, daß Sie von Danje aus weniger energisch und etwas weniger gut sind, als man es nach Ihrer kalligraphischen Schrift hätte schließen können.

Ein unter dem Pseud. Eureka!

Nr. 77. — Eureka. Heiterkeit, künstlerische Fähigkeiten, ästhetischer Sinn, Poetie (P), Güte, Wohlwollen (runder Ductus der Schrift), Offenheit (offenes a), Selbstlosigkeit und Abwesenheit aller Präention (große Einfachheit des e, keine Haken), Assimilationsfähigkeit (d mit dem nächsten Buchstaben verbunden), selbstständig arbeitender Geist (vorwiegend unzusammenhängende Buchstaben), rasche und gute Conception, Thätigkeit, lebhaft, selbstbewußt, stolz, selbstüberhebend, guter Geschmack, Grazie, Eleganz, luxuriös, freigebig, Liebe zum Comfort, Gourmande, launisch, gewohnt anzuordnen, Bestimmtheit, klarer Kopf, aggressiver Geist, Entfussasmus, Offenheit, noble Gesinnung, viel savoir faire, Haus tyrannin. Mandmal entfällt Ihnen aller Muth, und es fällt Ihnen auch oft schwer, sich mit etwas zu befassen; haben Sie sich aber überwunden, so führen Sie das Begonnene auch aus. Troz momentaner Entmuthigung sind Sie Optimist und haben Lebensmuth; Sie sind aufopferungsfähig, nicht sehr muthig. Man hat Mühe, sich loszureißen von dieser schönen, mittelmaßigen Schrift. — Ditto Beilage. Zu wenig Material, keine Unterdrift! Energie, Bestimmtheit, Leidenschaftlichkeit, Widerspruchigheit. Wenig Selbstvertrauen, troz Geschäftstüchtigkeit; klarer Verstand, Ordnung, Logik, wenig Egoismus, viel Gemüth, Gourmandise, knappe Gedankenäußerung.

Nr. 78. — Bello. 1) Sehr gut und wohlmeinend, geschäftstüchtig, rekerirt, klug und unbedränglich, obwohl im Ganzen wahr und offen. Energrich, stolz, eigenständig, Gourmand, nicht ganz selbstlos, etwas selbstgefällig. Sie haben eine harmonische Bildung, künstlerische Fähigkeiten, ästhetischen Sinn, Heiterkeit, warmes Gemüth, gute Conception, Lebenswürdigkeit und Güte, wenig Erfahrung. — Bello. 2) Stolz, Selbstbeobachtung, Mißtrauen, Reierve, Klugheit, gute Gaben, Logik. Klarer Geist und klarer Urtheil. Haus tyrannin, Ehrgeiz, Optimismus, Liebe zum Comfort. Liebreiche Natur, etwas Widerpruch, Ehrgeiz, Wahrheitsliebe, selbst gelegentliche Naivität. Liebreiche, ruhige Natur, ziemlich bestimmt, allein noch unfertiger, junger Charakter und unfertige Bildung. Leicht decouragirt.

Nr. 79. — Tochter einer Abonnentin in B. 1) Wahr, viel Herz, ziemlich Energie, Assimilationsfähigkeit. Nicht materiell, aber etwas diffizil im Efen. Ruhige, liebevolle Natur, klares Urtheil, sorgsam, ordentlich, einfach, keine Launen, wahrscheinlich ausdauernd, wahrscheinlich selbstlos, redlich, ehrenhaft, süßsam, zartfühlend. — Ditto. 2) Wenig Selbstverleugnung, leicht entmuthigt, traurig. Gute Gaben, intuitiv und deuktiv, lebenswürdig, etwas subtil, klug zurückhaltend, aber wahr. Warmes Gemüth, etwas Egoismus, sparsam, thätig, mäßig, einfach, gut, weder Gourmand noch sinnlich, wenig Energie. — Ditto. 3) Viel Gefühl, Offenheit, Einfachheit, Jartgefühl und Empfindlichkeit, geitig lebhaft, geistreiche Instinkte, Gedanktenverbindung, Assimilationsfähigkeit, ruhige, liebreiche Natur, etwas schwach und unentschlossen, schmieglam, süßsam, weich, sympathisch, freundlich, gebildet, ordentlich. Klarer Verstand, richtiges Urtheil. Nichts Materielles, Gemeines. — Ditto. 4) Fast krankhafte Empfindlichkeit, erregbare, lebensschäftliche Natur; farbenreiche, doch nicht ungerregelte Bildungs-gabe, sehr empfänglich, begeisterungsfähig, lebhafte Einbildungskraft, rechtsaberlich, nicht wahr,

nicht sparsam und wenig geordnet. — Ditto. 5) Trockene Natur, aber wahr, obchon herbe. Thätig, erwerbiam, egoistisch, wenig Energie, empfindlich, zänfisch, hart, streng rechtschaffen. Geringe Gaben, Selbstbeherzigung. — Ditto. 6) Lustig, assimilationsfähig, gute Gaben, warmes Herz und Egoismus, aber keine Energie. Allen Eindrücken offen, ganz zuverlässig und wahr, rasch entmuthigt. — Ditto. 7) Optimistin, geistreiche Instinkte, viel Gefühl. Wahr, naiv, süßsam, schwach, zartfühlend. Auge für Details auch an den Fehlern Anderer, etwas enge Ansichten. Erit Feuer und Flamme, dann der Sache nicht gewachsen. Losgelöst von allem Materiellem, aber scharf in Ihrem Urtheil, obchon gerecht; einfach, natürlich, rein, egoistisch. Schriften können fortwährend analysirt werden, doch bitte dringend um reichliches Material. Hier war einzig Nr. 7 genügend.

Nr. 80. — A. S. Freude am Anordnen, Freude am Besitz, Heiterkeit, Intelligenz, Offenheit, Sensibilität, Empfänglichkeit, Einfachheit, Humor, guter Geschmack, Logik, Selbstgefühl, Gourmandise, etwas empfindlich, warmes Herz, junger Charakter, ziemlich Energie, Liebe zum Comfort, unsicheres Urtheil, geschäft in Geschäften, künstlerische Fähigkeiten etwas vorhanden, jedenfalls das Verständniß dafür; ebenso Sinn für Poetie. Etwas Chiffane, klarer Verstand und Freigebigkeit, wohl auch Gerechtigkeits-sinn und Mittheil-samkeit. Geordnet.

Nr. 81. — P. S. 1) Offen, selbstbeobachtend, wehrig, übertreibend, stolz, materiell, Klarheit des Verstandes, Haus tyrannin (Freude an Kommandiren). Wenig Disziplin, nicht sparsam, heiter, witzig, viel Gemüth, lebenswürdig. — Ditto. 2) P. S.-A. Für diese und die folgende Schrift zu wenig Material und keine Unterdrift. Thätig, lebhaft, mehr traurig als heiter, muthlos, gewandt, klug, geschäftstüchtig, gute Gaben, rasche Auffassung, Leidenschaftlichkeit, Energie, Fähigkeit, large, liebt einen guten Tisch, ist originell, hat viel Erfahrungen, ist launisch und hat Phantasie. — Ditto. 3) E. S.-A. Gleichmäßige Stimmung, sie und da entmuthigt; schwacher Wille, Egoismus. Gute Gaben, gute und lebhafte Conception. Warmes Gemüth, immerhin etwa einmal hart, nicht empfindlich, offen, guter Geschmack und nicht unempfindlich für Tafelfreuden.

Briefkasten

L. M. in O. Sie müssen sich über das leidende Aussehen Ihrer Freundin nicht grämen. Was Gott ihr anverletzt, das hilft er auch tragen. Die junge Frau wird nur um so tüchtiger und charaktervoller werden.

J. J. in B. Ja, das ist eben das Berwerfliche unserer Lebensanschauung. Warum sollen Männer und Frauen nicht harmlos mit einander verkehren können? Gleich sucht man bei uns schlechte Motive dahinter. Das macht uns befangen und edig und treibt die Männer ins Wirtshaus. Es wird in dieser Beziehung erst dann besser kommen, wenn wir Frauen alle diejenigen mit Verachtung strafen, die ein reines Freundschaftsverhältniß zwischen männlichen und weiblichen Personen in's Gemeine ziehen wollen.

H. S. in A. Kaufen Sie den Kommentar zum Zürich. Gesetzbuch von Prof. Schneider. Es ist ein muster-gültiges Werk und wird Ihnen dasjenige Verständniß des Gesetzes geben, welches für Ihr Geschäft unentbehrlich ist. Der Kommentar Wolf ist uns leider noch nicht zu Gesicht gekommen.

D. in B. Sie sollten einmal unsere Züricher und Berner Studentinnen sehen und Sie würden Ihre Meinung gewiß sehr bald ändern. Sie sehen alle prächtig gesund aus; dies und ihr Frohsinn sind berechte Zeugnisse dafür, daß ein vernünftiges Studium der Gesundheit nicht schadet.

H. C. in L. Sie finden es unnatürlich, daß der Stadtrath einer Stadt in America aus lauter Frauen zusammengesetzt ist. Auch wir sind derselben Ansicht; allein es müssen solche Anstöße entstehen und sind als Uebergangsperioden notwendig, so lange die Mitarbeit der Frau in allen Zweigen nicht allwärts prinzipiell anerkannt wird. In 100 Jahren wird man es für ebenso unnatürlich halten, daß es einmal eine Zeit gegeben hat, wo die Schulpflegen, Waisempflegen und Kirchenpflegen aus lauter Männern zusammengesetzt waren. Der Gedanke wird immer mehr durchdringen, daß nur die gemeinsame Thätigkeit beider Geschlechter wirklich Erprobungsfähiges zu Tage fördern kann.

Frau S. in B. Die Hotels und Pensionen in Davos sind uns bloß dem Namen nach bekannt; aber die nähere Verhältnisse können wir Ihnen keine Auskunft geben. Wenden Sie sich an Herrn Holzboer z. Kurhaus Davos.

Sprechsaal.

Fragen.

Frage 953: Eine junge Italienerin möchte sich in Luzern oder Zürich mit ihrer Mutter niederlassen, um italienische und französische Privatstunden und Klavierunterricht zu ertheilen, sowie sich nebenbei mit Sticken noch einigen Unterhalt zu verdienen. Wer könnte ihr Auskunft geben, ob sich dies lohnen würde?

Gieb uns Frieden.

Novelle von Emilie Tegtmeyer.

(Fortsetzung.)

Lisette Dorni saß neben seinem Bette, die umflorten Blicke auf den Heimgekehrten richtend. Sie durfte nicht weinen, um seinen leichten Schlummer nicht zu stören, und sie weinte nicht; aber in ihrem Herzen zitterten Thränen. War das ein Wiedersehen, wie sie in stillen Stunden es sich hundertfach ausgemalt? War dies blaße Gesicht mit den dunkel in ihre Höhlen eingesunkenen Augen dasjenige ihres Jüngens, wie sie es in der Erinnerung bewahrt, wie er damit frisch und hoffnungsreich einst in's Leben hinausgetreten war? Welch' Geheimniß verbargen ihr noch die herabgesunkenen Lider, der geschlossene Mund, und welsch' Bekenntniß hatte vielleicht der Letztere ihr abzulegen, wenn die Stunde der Erklärung kam? Lisette Dorni fühlte, daß sie daran jetzt nicht denken durfte, denn eine schwere Aufgabe, zu der ihr nahezu die Kraft mangelte, harrete ihrer noch an diesem Abend. Wie sollte sie Johann Sebastian das Geschehene mittheilen und wie würde er es aufnehmen? Verheimlicht hatte sie ihm noch niemals das Geringste, und ihr kam auch jetzt nicht der Gedanke an einen solchen Trevel. Die Nacht durfte nicht hereinbrechen, ohne daß er wußte, wen sein Dach vor ihren Schrecken beschirmte; aber seine Abendmahlzeit durfte sie ihn wenigstens in ahnungslosem Frieden noch einnehmen lassen, und daher auch galt es ihm gegenüber, sich selber zu beherrschen.

Alles, was an Verstellung erinnerte, war nun freilich von jeder Lisettens schwache Seite gewesen, und auch an diesem verhängnisvollen Abend dächte ihr, des Musikdirektors scharfe Blicke müßten sofort den verborgenen Winkel ihres Herzens durchdringen und darin wie in einem Buche lesen, was sie ihm noch zu verbergen suchte. Bei dem ersten Bewillkommungsgrüße schon lag ein Etwas in ihrer Stimme, das ihm auffiel; aber er sagte nichts und sah nur verwundert die kleine Dame an. Ihre Fragen nach dem Verlauf des Abends, nach seiner Zufriedenheit damit, alles kam gezwungen heraus. Die Geschwister kannten einander eben zu genau, und es war nichts mit der Täuschung unter ihnen, das fühlte die Schwester mit jeder Minute deutlicher, und der Bruder begann, sich innerlich zu beunruhigen. Lisette hatte heute zum ersten Mal ihn nicht in's Konzert begleiten wollen, und jetzt, das sah er recht gut, nahm sie nur scheinbar an der Mahlzeit theil; sollte ein ernstes Unwohlsein der Grund davon und von ihrem seltsamen Benehmen sein? Zudem — wo blieb denn Martha? Lisette bediente selber bei Tische, und sonst ließ sich die alte Dienerin doch aus diesem Amte niemals vertreiben, betrachtete es geradezu als ihr Recht, erlaubte sich auch dabei, hier und da ein wenig an der Unterhaltung theilzunehmen.

„Wo ist denn Martha?“ fragte endlich der Hausherr, und Lisette schlug vor seinen forschenden Augen die übrigen nieder. Martha, die sie als Wächterin bei dem Kranken zurückgelassen hatte, „Martha,“ erwiderte sie, offenbar nach einem Vorwand suchend, mit unsicherer Stimme, „ich — ich hatte etwas anderes für sie zu thun.“

Herr Dorni schüttelte den Kopf, und während er endlich seinen Teller zurückschob und sorgfältig die Serviette wieder zusammenlegte, beobachtete er verstohlen, wie seine Schwester, immer unruhiger in ihren Bewegungen, sich auf dem Tische mit einer ihr sonst fremden Hast zu schaffen machte. Sie schien sich über die Wäben unbehaglich zu fühlen, und er, sonst so zurückhaltend in seinem Wesen, streckte ihr plötzlich theilnehmend über den Tisch die Hand entgegen und sagte herzlich: „Nun, Alte, wo seht es denn heute? Du willst mir doch nicht krank werden? Oder ist der undenkbar Fall eingetreten, daß Martha Dich geärgert hat?“

Sie erschrad fast über diese ganz ungewohnte Gefühlsäußerung seinerseits. Sie erfaßte seine Hand, sah ihm in die ernsten, jetzt freundlich besorgten Augen, und — um ihre Fassung war es geschehen. „Johann Sebastian,“ schluchzte sie auf, — „o, wenn Du wüßtest!“

Wirklich beunruhigt trat er an ihre Seite. „Nun

sage mir aber Lisette, was geschehen ist,“ fragte er dringender.

Sie richtete das thränenüberströmte Antlitz zu ihm empor: „Johann Sebastian — —“

„Nun weiter, weiter!“ drängte er.

„Joseph, unser Joseph ist wieder da,“ stieß sie jetzt, als könne sie sich, da es kein Ausweichen mehr gab, nicht rasch genug der schweren Aufgabe entledigen, mit Ungestüm hervor.

Die Wirkung ihrer Worte auf den Musikdirektor war eine unbeschreibliche. Auf alles in der Welt wäre er mehr vorbereitet gewesen in diesem Augenblick, als auf die Nachricht. Er wich um einige Schritte von seiner Schwester zurück, seine Gestalt richtete sich empor, seine Augen wurden starr, während sich die schmalen Lippen scharf über einander pressten.

Lisettens Kraft schien, da das schwere Wort gesprochen war, vollkommen erschöpft. In die Sophaecke gedrückt, ließ sie all den Thränen, die sie im Laufe der letzten Stunden mühsam zurückgedrängt, freien Lauf; aber indem dieselben ihr das Herz erleichterten, klärten sie Herrn Dorni, deutlicher als Worte es vermocht hätten, über den wahrseheinlichen Stand der Dinge auf. Es zuckte über sein Antlitz wie Wetterleuchten, in seine Wangen schoß dunkle Röthe. Drohend fast fragte er: „Und wie ist Joseph Alti zurückgekehrt?“

Lisette fuhr sich mit ihrem Tuche über die Augen.

„Kraut und elend,“ sagte sie leise, ohne aufzublicken.

„Ich hoffe, Lisette,“ und seine Stimme bedte in mächtiger, innerer Erregung, „Du hast ihm begreiflich gemacht, daß unsere Thüre sich ihm niemals wieder öffnen wird, hörst Du, niemals!“

„Johann Sebastian, ich sagte Dir, er sei krank und hilflosbedürftig.“

Des Musikdirektors Brust hob sich unter einem tiefen Athemzuge, in seinen Zügen arbeiteten heftig die wechselseitig ihn bewegenden Empfindungen Schmerz und Zorn. „Und wenn er sterbend wäre, nie soll der Lump —“

Lisette sprang auf und mit den energischen Worten: „Still, Johann Sebastian, vollende nicht Deine frevelnde Rede,“ erhob sie warnend ihre Hand. „Du weißt nicht, ob der, dem Du einst gelobt, ein Vater zu sein, nicht wirklich zu dieser Stunde im Sterben liegt, ob er nicht bald vor dem Richter droben stehen wird, von dem wir Alle für unser Fehlen auf Gnade und Barmherzigkeit hoffen, der uns das Gebot gegeben hat: Nichtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet.“

„Weißt Du schon mit Sicherheit, Bruder, ob dieses jungen Mannes Schuld so groß ist, daß er, der um der zehn Gerechten willen eine ganze sündige Stadt verlohnen wollte, sie ihm nicht vergeben könnte? Ich meine in Deinem Sinne zu handeln, als ich unsern Pflegetohn, der hilflossehend und hilflosbedürftig an unsere Thüre klopfte, aufnahm und in sein altes Zimmer zur Ruhe brachte. Sollte ich mich wirklich in meinem Vertrauen, in meinem Glauben an Dein gutes Herz getäuscht haben?“

Trotz seiner Erregung sah der alte Herr mit Erstaunen seine Schwester an, die noch niemals in solcher Weise ihm entgegengetreten war, und wie immer das muthige Eintreten für eine aufrichtig gehetzte Ueberzeugung sich Achtung erringt, imponirte auch ihm jetzt der feierliche Ausdruck ihrer Worte. Er drängte die heftige Rede, die schon auf seinen Lippen geschwebt, zurück und sagte gelassener, wenn auch noch immer mit finsterner Miene: „Mein Haus ist kein Krankenhaus. Wenn der junge Mensch in der That leidend ist, so kann er morgen in ein solches überführt werden.“

Lisette kannte ihren Bruder. Sie las in seinen Mienen, daß der erste Sturm der Entrüstung sich bereits legte und beschloß, ihren Sieg zu verfolgen.

„Johann Sebastian,“ bat sie, freundlich ihm näher tretend, „thue mir's zu Liebe, laß den Joseph bei uns bleiben, bis er, so es Gott will, wieder genesen ist. Haben wir erst das Ziel erreicht, so magst Du das Urtheil sprechen, was weiter geschehen soll, und ich gelobe, mich demselben ohne Murren zu unterwerfen. Nur das thue mir nicht an, daß wir den Unglücklichen in seinem jetzigen Zustande wieder hinausstoßen unter fremde Menschen.“

Die Blicke beider Geschwister begegneten sich, und

Herr Dorni fand in sich nicht den Muth, der ängstlichen Bitte in demjenigen seiner Schwester auf die Dauer Widerstand zu leisten; aber ein weiches sich Fügen lag ebenfalls nicht in dem schwer zu beugenden Charakter des Mannes. „Thue meinethwegen, was Du nicht lassen kannst, aber ich, das bitte ich mir aus, will mit der Sache nicht behelligt werden, ganz und gar nicht.“

Mit den großend gesprochenen Worten wendete sich Lisettens Bruder von ihr ab und verließ das Zimmer. Sie blickte ihm nach mit einem Seufzer der Erleichterung, mit dem resignirten Gedanken: „Es hätte noch schlimmer enden können; Zeit gewonnen, Alles gewonnen!“

6.

Es hätte noch schlimmer enden können! Lisette Dorni ahnte, als sich der Gedanke ihrem geängstigten Herzen entrang, noch nicht, wie viel des Schreckens die zunächst folgende Zeit ihr bringen sollte. Joseph hatte nichts, gar nichts wieder mit beibringebracht außer den verwahrlosten Lappen, die er auf dem Leibe trug, als seine Geige. Im Flur, wo er, die letzte Kraft zusammennehmend, seiner Pflegethäter Spiel zu ergreifend beantwortet, fand Martha sie am andern Morgen. Thränen den Augen erkannte Lisette in ihr die echte Steinert, welsche ihr Bruder noch am letzten Weihnachtsfeste, das der Pflegetohn noch mit ihnen gefeiert, diesem geschenkt hatte. Von der also war er wenigstens nicht im Stande gewesen, sich zu trennen. Sonst aber? Wie nur hatte er so tief sinken können? Die Frage legte sie sich immer und immer wieder vor, als sie im grauen Dämmerlichte des anbrechenden Morgens neben seinem Bette saß und die bekümmerten Blicke von den verfallenen Füßen nicht loszureißen vermochte.

Joseph lag in unruhigem Schlummer, fast immer auch während der langen, trüben Tagesstunden, und wenn er einmal erwachte, sah er sie mit den dunkeln Augen so tief traurig an, daß jede Frage auf ihren Lippen unausgesprochen erstarrte. Er nahm nur selten eine Erquickung aus ihrer Hand, und wenn er sich dazu verstand, dankte er ihr mit einem Blick so innig, daß er ihr durch die Seele ging, oder berührte ihre Hand mit seinen Lippen. Der Arzt, den Lisette in ihrer Herzensangst rufen ließ, zuckte die Achseln und erklärte des jungen Mannes Zustand für vollständige Erschöpfung aller Lebenskräfte und Abspannung der Nerven. Pflege, gute Pflege allein thue ihm noth, und jede Aufregung müsse ihm unbedingt fern gehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Garant. waschächte bedruckte Glässer

Houardstoffe in vorzüglichster Qualität, à 27 Cts. per Elle oder 45 Cts. per Meter, verbindend in einzelnen Metern, Rollen, sowie ganzen Stücken portofrei in's Haus **Leitinger & Co.**, Centralhof, Zürich.
P. S. Muster unserer reichhaltigen Collectionen umgehend franco. [476—

Auf nicht weniger als 70,000 Artikel mit mehr als 100 Illustrationsstafeln, Karten und Beilagen ist die soeben in 40 Lieferungen, à 30 Feunig, in größerm Format und mit deutschen Lettern erscheinende neue Auflage von **Meyer's Hand-Lexikon** veranschlagt, um damit noch mehr und besser als jeither schon über jede nur denkbare Frage aus dem Bereich menschlichen Wissens und Könnens kurze, aber bestimmte Auskunft geben zu können. Bis auf die jüngste Zeit ergänzt, werden die neuen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen, die politischen Umgestaltungen, die Veränderungen und neuen Entdeckungen in der Technik wie in Handel und Wandel darin volle Berücksichtigung finden, so daß nicht daran zu zweifeln ist, daß die neue, vierte Auflage von Meyer's Hand-Lexikon seinen Ruhm, das beste Nachschlagebuch zu sein, nur noch vermehren wird. (Zwölftägiger Tageblatt.)

Seid.-Stamineu, seid. Grenadines

schwarz und farbig (auch alle Lichtfarben) Fr. 1. 80 per Meter bis Fr. 14. 80 — (in 12 versch. Qual.) — verbindet robenweise portofrei das Fabrik-Depôt **G. Henneberg, Zürich.** Muster umgehend. [280-8

Wie Liebig's Fleisch-Extrakt in jede gut ausgestattete Küche gehört, so darf **Laual's Molfetta-Seife** da nicht fehlen, wo Wäsche ist.

Vorräthig in jeder soliden Spezereihandlung und kistenweise zu Engros-Preisen zu beziehen bei den Herren **Joh. Schlatter** hinter dem Thurm und **P. L. Zolliker** z. „Waldhorn“ in St. Gallen und bei Herren **Gebr. Sulzberger** in Horn. [467—12